WERNER F. BONIN

ÜBER WUNDERLINGE, SONDERLINGE, KÄUZE
Zu ihrer Funktion in der Gemeinschaft und zur Konnotation der Begriffe

Werner F. Bonin, geb. 1941; Studium der Ethnologie und Psychologie in Tübingen, 1969 Dissertation über «Ifa und Eshu. Ein präliminarer Beitrag zur historischen und phänomenologischen Religionsforschung in Westafrika»; wirkte als Lehrbeauftragter für philosophische Anthropologie an der Fachhochschule für Sozialwesen in Esslingen und später als Dozent im Bereich der Erwachsenenbildung zu Themen aus Psychologie, Tiefenpsychologie, Völkerkunde, Religionsethnologie und Parapsychologie im Stuttgarter Raum; freier Publizist.

In seinen Veröffentlichungen als Psychologe und Ethnologe wandte sich Bonin insbesondere gegen die Tendenz, das letztlich nicht Erklärbare auf noch nicht (Weg-)Erklärtes zu reduzieren. Hauptwerke: «Lexikon der Parapsychologie» (Scherz 1976ff), «Die Götter Schwarzafrikas» (Verlag für Sammler, Graz 1979), «Die großen Psychologen» (Hermes Handlexikon, ETB 1983), das «Buch der Träume» (Ullstein Sachbuch 34240, 1984) und «Naturvölker und ihre übersinnlichen Fähigkeiten» (Goldmann, München 1986).

Werner F. Bonin starb am 15. August 1986. In Einholung seiner Wünsche, die er unmittelbar vor seinem Tod P. A. Resch gegenüber äußerte, veröffentlichen wir an dieser Stelle seinen Beitrag zur Festschrift für George Devereux (1984), entnommen dem *Curare*-Sonderband 2/84, 53 – 64. (Die Überschriften wurden von der GW-Redaktion eingefügt.)

Vorher «existierte der Aufsässige nur im Zustand der Utopie, des Traums, der Fiktion, vielmehr er existierte gar nicht, was viel besser ist; es war ihm gelungen, sich ein kleines sehr komfortables Nichts zu schaffen, wo er wie eine Maus im Käse lebte. Dieses Glück gibt es nicht mehr; man hat ihn gestellt und identifiziert, so eindeutig, wie man eine arithmetische Regel beweist, er ist gezwungen, er selbst zu sein». (Th. Gautier: «Auf der Suche nach dem Anderswo, Bd. I, Berlin 1983, S. 51)

Das Folgende sei als Miszelle verstanden, die Fragen anreißt, nicht als Untersuchung einer präzisen Frage. Ausgangspunkte waren die

beiläufige Bemerkung eines Psychiaters an einem baden-württembergischen Landeskrankenhaus. Sinngemäß sagte er, die Patienten seien nicht mehr das, was sie einmal waren, sie hätten keine Einfälle, keine Phantasie, keine Originalität mehr.

1. Der Salzburger

Das wurde vor etwa 20 Jahren so dahingesagt; noch älter ist die andere Anmerkung, auch sie stammt von einem Arzt: Justinus Andreas Christian KERNER. Zu Unrecht ist er als Dichter bekannter denn als Arzt: Die seine Studien zum *Thierischen Magnetismus* belächeln, übersehen die psychiatrie-historische Bedeutung des *Mesmerismus*, und sie übersehen den Autor der ersten großen monographischen Fallbeschreibung der Psychiatrie (*Die Seherin von Prevorst*, 1829). In KERNERs *Bilderbuch aus meiner Knabenzeit* steht diese Episode: «Während wir den weinbegrenzten Berg hinanstiegen, begegneten uns viele schöngeputzte Damen und Herren; man sagte uns, es sei der Wochentag, an welchem auf diesem Berge große Konversation und Tanzbelustigung in dem weiten Saale des obenstehenden Gebäudes stattfinde. Als wir in den Saal traten, fanden wir ihn auch von Tanzenden erfüllt. Auf einmal stand alles still; eine hohe Mannesgestalt, den Leib nachlässig und malerisch nur mit einem Tuch umschlungen, und auch das Haupt zur Hälfte in ein Tuch gehüllt, war eingetreten. Dieser Mann war ein Wahnsinniger, wie man mir in späterer Zeit erklärte, man hieß ihn den «Salzburger», auch den «Josephle». – Über seinem Herkommen und Schicksale lag ein Schleier, und man wußte nur soviel aus seinen irren Reden, daß er einmal eine hohe Stelle zu Salzburg oder im Salzburgischen bekleidete, daß er dort widrige Schicksale erfahren, namentlich Freundestreubruch, unglückliche Liebe, und daß er geisteszerrüttet nach Schwaben und in die Wälder des württembergischen Unterlandes geriet, in welchen er sich nun in einem irren, halbwilden Zustande umhertrieb. Nachts und zur Winterszeit kam er in die Dörfer, wo er oftmals in den Backöfen, die vor den Ortschaften standen, übernachtete.

Hier und da ging er in ein Pfarrhaus, nahm aber nie Geldgeschenke, sondern notdürftig Nahrungsmittel an. Mit den Geistlichen sprach er

lateinisch und griechisch und spielte auf dem Klavier wunderliche Phantasien. Sein Gang zeigte Grazie und Würde, so auch die Art, mit der er Haupt und Körper mit geschenkten Tüchern umhüllte und auch oft sich mit Blumen bekränzte. Wollte man ihn fragen über sein Herkommen, seine Schicksale, so wurde er einsilbig oder sprach in irren, unverständlichen Reden. Ungezogene Knaben eines Dorfes, die ihn einmal verfolgten, hatten ihm ein Auge ausgeworfen, was er mit einem turbanartig um den Kopf gewundenen Tuch verdeckte.

Er suchte immer die tiefste Waldnacht, aus der ihn nur Hunger oder auch Musik, hörte er sie aus der Ferne, locken konnten. Es war eine Zeit, wo die Polizei derlei Menschen noch nicht auffing.

Es war auf diesem Berge eine Warte, ein hoher Turm mit einem Knopfe aus Eisenblech, in den man durch Treppen und ein Türchen eingehen konnte, und dieser Knopf war so groß, daß, wie man sagte, sieben Schneider in ihm ungehindert arbeiten konnten. Sonst hatte der Turm kein Gemach und keine Bewohner. Schon seit mehreren Nächten hatte der Wahnsinnige in diesem Turmknopfe seine Schlafstätte genommen. Die Musik, die von dem Berge in den nahen Wald tönte, hatte ihn aus demselben gelockt. Er war in den Saal getreten in dem beschriebenen Aufzuge, den man schon an ihm gewohnt war. Alles hielt zu tanzen inne, er aber hatte sich einem sehr lieblich scheinenden Mädchen in blauem Kleide genähert, soll still vor sich hingesagt haben: «Ja! Ja! ein solches Kleid trug sie!», bot ihr den Arm zum Tanze, sie sträubte sich nicht, man kannte ihn schon, da tanzte er mit ihr voll Grazie und Rhythmus, während die ganze Gesellschaft das Paar umstand, ein paarmal auf und nieder, führte sie zur Mutter, von der er sie genommen, Dank murmelnd, und verschwand dann wieder so unerwartet und schnell aus dem Saale, als er hereingekommen war.» (KERNER, o. J., 123f.)

Geschrieben wurde das um 1846; und der Autor blickt zurück auf *«eine Zeit, wo die Polizei derlei Menschen nocht nicht auffing»* (allerdings Kinder nach «derlei Menschen» mit Steinen warfen).

2. Sonderlinge und Poeten

Als Nichtkliniker will ich nicht in Diagnosen dilettieren; überdies dürften Jugenderinnerungen, auch wenn der sich Erinnernde Kliniker

ist, nur bedingt zur Diagnose taugen. – Weitere Lektüre zeigt, daß KERNER offenbar ein Faible für absonderliche Menschen hatte. Im gleichen Buch liest man von dem Kapellmeister, de sich «die große Poli» nannte (S. 71f.), von den Abenteuern des skurrilen Professor Maier (S. 84ff., 109f.), dem Humor des Kutschers Matthias (S. 87f.), vom Konditor Bechtlin (S. 161), nach dessen selbstersonnenem theosophischen System der Mensch, nachdem er die vier Elemente durchschritten hat, zum Licht erweckt, nächst Gott, der in der Sonne seinen Sitz hat, in den Sternen seine künftige Wohnung nehmen wird – KERNER sollte übrigens bei ihm, in seiner Eigenschaft als Konditor, in die Lehre gehen: d.h., man nahm seine Ideen als unbedenkliche Schrulle. Weiter liest man vom Schneidermeister Noä (S. 175–177), der die Leihbücherei die kreuz die quer gelesen und mit seiner seltsamen Bildung, die auch KANT einschloß, verwunderte und schließlich «zu besserer Verwahrung und Versorgung» ins Irrenhaus Zwiefalten kam und dort starb. Im Ludwigsburger Irrenhaus lernte KERNER jenen Mann kennen, der kurz vor seinem Tod sein Testament schrieb, in dem er dem Fürsten von Thurn und Taxis seine Gebeine zu Stockknöpfen und Billardkugeln vermachte (S. 178). Ohne daß die Aufzählung vollständig wäre, seien noch erwähnt: der dicke Brunnenmacher Kämpf, der Perückenmacher Fridolin oder jener Stiftungspfleger, der, verarmt, kein Pferd mehr halten konnte und dennoch im Spazierengehen so tat, als säße er zu Pferde, schließlich das «Jakobele», das einen Düngerhaufen, größer als sein Haus, betreute, und der Totengräber Hartmayer, der an einer Flugmaschine arbeitete und schließlich überzeugt war, mit ihr schon geflogen zu sein.

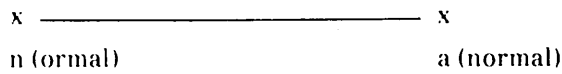
Man sieht, KERNER sammelte, zumindest in der Erinnerung, dergleichen Leute. Was aber besagt der Satz von jener Zeit, da die Polizei derlei Menschen noch nicht auffing? (KERNER verstand im übrigen «auf-» im Sinne von «einfangen», nicht als «auffangen» eines Menschen, der sonst ins Unglück gestürzt wäre). Sollen wir soziale Toleranz oder Indolenz vermuten? Es gab Anstalten, KERNER kannte sie seit seiner Jugend. Daß die Tollhäuser und «Bedlamiten» zu den Sehenswürdigkeiten der Städte gehörten, gefiel auch damals nicht jedermann, obschon manche Stimme die Einrichtung als solche lobte. Gottfried KELLER: «Es gab damals bei uns zu Lande noch keine besonderen Anstalten für solche Kranke (i.e.: «erst schwermütig, dann schlimmer»), die *Irren*

wurden, wenn sie nicht tobten, in den Familien behalten und lebten langehin als unselige dämonische Wesen in der Erinnerung (KELLER 1978: 178). Absichtlich zitiere ich hier und im folgenden gern Schriftsteller; zum einen werden sie von den Wissenschaftshistorikern gern übersehen, zum anderen darf ich mit G. DEVEREUX sagen: « ...Poeten haben viele der Entdeckungen der Verhaltensforschung antizipiert» (DEVEREUX, o. J.: 151). Jedenfalls scheint KELLER hier aus psychohygienischen Gründen für die Sequestration «solcher Kranker» zu plädieren, unverhüllt lobt er den Mechanismus dessen, was später Verdrängung heißt.

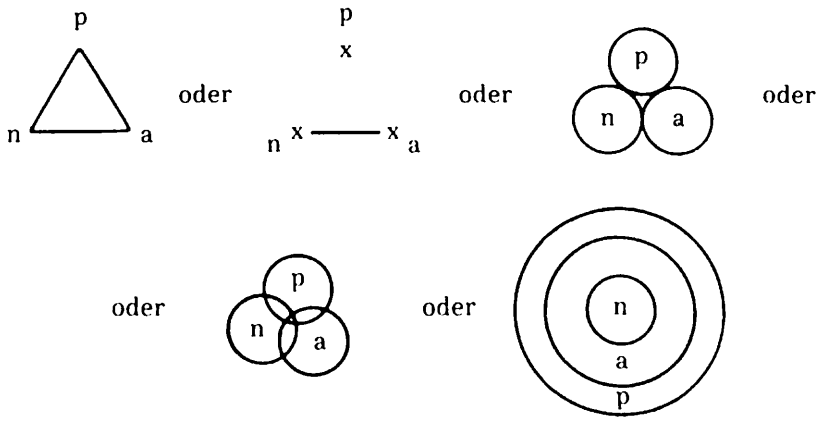
Jacques ATTALI, dessen Ausführungen zur kannibalischen Ordnung ich mir keineswegs alle zu eigen machen kann, überschreibt einen Abschnitt seiner historischen Untersuchung mit «Der Polizist als Therapeut» und zitiert darin einen Kommissar Lemaire, der im XVIII. Jahrhundert das Polizeiwesen als «die Wissenschaft, die Menschen zu regieren» definierte; Überflüssig zu erwähnen, daß auch demokratische Polizeiminister des XX. Jahrhunderts dieser Lehre uneingestanden anhängen. – Das Bedauern, das ich aus KERNERs Bericht heraushöre, zielt, wie mir scheint, darauf, daß den Polizisten zu viele Klienten zugewiesen wurden, darunter solche, die auch nicht in die Hand des Arztes gehören, sondern die man am besten in akzeptanter Atmosphäre in Ruhe läßt.

3. Normal, anormal, paranormal

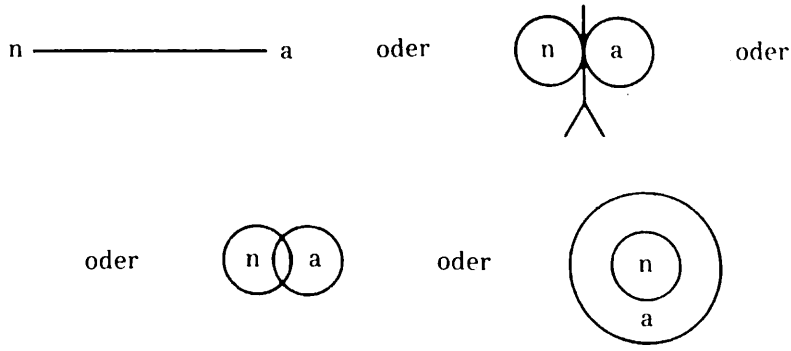
Und damit sind wir bei der nicht neuen Frage, ob es bei «normal» und «anormal» ein Tertium gibt. DEVEREUX hat normal / anormal als «Grundbegriffspaar» der Psychiatrie bestimmt, das hindert jedoch nicht, daß auch Psychologie und Soziologie sich dieses Schlüssels bedienen. Bei (mindestens!) drei Bezugssystemen aber muß die Frage nach dem Tertium dreimal beantwortet werden. Gleichviel, in allen Fällen fragt sich: heißt normal durchschnittlich? Alle drei Disziplinen verneinen das, was sie – zurecht – nicht hindert, irgendwann doch statistische Daten in die Diskussion zu bringen. Weiters stellt sich die Frage, ob ein bipolares Modell möglich und $\overline{\text{na}}$ skalierbar ist (Abb. 1):



Nur beiläufig, und nicht um das Problem zu komplizieren, sondern um der historischen Redlichkeit willen, sei darauf verwiesen, daß die Parapsychologie seit Max DESSOIRs Vorschlag aus dem Jahr 1889 (wiederabgedruckt DESSOIR 1917:V) eine triadische Relation zum Modell hat: «normal» – «anormal» – «paranormal» (bei DESSOIR noch 'durchschnittlich' – 'pathologisch' – 'paranormal'). Für diese Beziehung lassen sich mehrere graphische Modelle denken (Abb. 2):



So auch bei unserem Gegenstand (Abb. 3):



Ist die Grenze, DEVEREUX spricht von «locus», etwas ohne Ausdehnung oder ein Areal? Charles BLONDEL ging übrigens von einem

Wesensunterschied und keiner graduellen Differenzierung zwischen normal und anormal aus. Die Skizzen sind nur Vorschläge; selbstredend müssen sich Modelle nicht herkömmlicher Veranschaulichung fügen. Vor allen Modellen gilt aber als Ausgangspunkt, daß normal und anormal Begriffe *einer* Ebene sind. DEVEREUX hat am Beispiel «Anpassung» auf die Konfusion verwiesen, die eintritt, wenn ein Begriff aus einem anderem Bezugssystem gleichsam als gleichberechtigt hinzugefügt wird. Nicht nur, daß die Kategorie der Anpassung untauglich wird, wenn man an kranke Gesellschaften und soziale Neurosen denkt, wo der Rebell und nicht der Adaptierte der Gesunde ist, noch deutlicher wird es bei Ruth BENEDICT, wo sich kulturelle und psychiatrische Normalität/Abnormalität heillos mengen. Aufgrund dieser vorfindlichen Mißverständnisse könnte man erwägen, ob eine disziplinäre Zuteilung von Begriffspaaren hilft, z.B. *'pathologisch'* für die Psychiatrie zu reklamieren, *'anormal'* der Soziologie (und Ethnologie) vorzubehalten.

Ein Gegenstand unserer Überlegungen aber sind die Wunderlichen, Sonderlinge, Käuze. Wo ist ihr locus? An der Grenze zwischen normal und anormal? Wandelt er sich, ist, was heute an Wunderlichkeit noch normal ist, morgen anormal oder umgekehrt? Ist er im soziologischen Bezugsrahmen ein anderer als im psychiatrischen?

Vielleicht ist es richtig, einiges aus der Geschichte des Begriffspaares normal / anormal und seiner Ideologie zu rekapitulieren: Die Geschichtlichkeit der *«Verrücktheit»* wurde von DEVEREUX konstatiert und von FOUCAULT und anderen weiter exemplifiziert. Über den «sozialen Nutzen» der Devianz gibt es reiche Literatur (vgl. K.T. ERIKSON, E. GOFFMANN, Th.S. SZASZ u.a.m.) mit dem Tenor, der Abweichler erlaube es der eigentlichen sozialen Wir-Gruppe sich zu definieren und so zu stabilisieren. Dabei ist der Abweichler im Gegensatz zum ganz Anderen (der je nach Ort und Zeit Europäer, Türke, Neger, Heide oder wie auch immer heißen mag) allemal noch der Gruppe zugehörig. So braucht z.B. das Christentum wie jede Religion mit Dogmatik (es gibt auch Religionen ohne, man denke an den Hinduismus) seine Ketzer zum Überleben, Atheisten taugen dazu nicht. Und manche islamische Theologen gingen gar so weit, die Mystik – die zumindest partielle Identität von Ketzerei und Mystik muß hier nicht dargetan werden – als den «inneren Islam» zu bezeichnen. Das erschwert die Suche nach einem Modell. Selbstverständlich läßt sich ein Zentrum nur mit Peri-

pherie denken; werden aber die Abweichler ins Zentrum geholt, muß man wohl dreidimensionale Bilder bemühen.

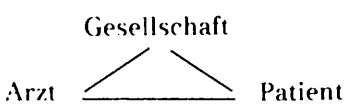
In gewisser Weise entspricht das Verhältnis Gläubiger / Ketzer dem von Herrn und Knecht (vgl. HEGEL, «Phänomenologie»); seine hierarchische Ordnung ist vordergründig, beide werden von «einer schlauen Angst verwaltet» (Attila JOSZEF).

a) Abweichung

Nähert man sich mit dem Rüstzeug der *Komplexen Psychologie* dem Verhältnis Normale / Anormale (wobei anormal nicht als psychiatrischer Fachausdruck verstanden wird, sondern als Etikett der «Normalen» für «die Anderen»), so kann man den Abweichler als *Schatten* sehen, als eine Exteriorisation des Überichs des Normalen, Bild seines schlechten Gewissens und damit Träger einer sozialen Funktion, nämlich der des *Sündenbocks* (3. Mose 16,22, vgl. auch Luk. 18,11). Gegen solche Projektionen ruft FOUCAULT (1977:7) DOSTOJEWSKI zum Zeugen an: «Man wird sich seinen eigenen gesunden Menschenverstand nicht dadurch beweisen können, daß man seinen Nachbarn einsperrt» – versucht wird es trotzdem.

Die Abweichung bietet also dem Nichtabgewichenen eine Stabilisierung seines Selbstbildes. Aber das ist keine bewußte oder unbewußte Verhaltensmotivation für den, der da abweicht. Soziologisch gesehen entspricht das Normale der Norm. Da Kulturen je eigene Normsysteme haben, kann bei gleicher Deskription interkulturell etwas normal und nicht normal (was nicht pathologisch heißt) sein. Und weil sich Normsysteme wandeln, gilt das historisch auch intrakulturell. Es gibt nicht nur Verschiebungen im Nichtnormalen (z.B. kann aus dem inkarnierten Bösen der psychisch Kranke werden), sondern auch die Veränderung vom gestern Normgerechten zum heute Anomalen – womit das Anormale etwas anders akzentuiert ist. T. PARSONS sieht als Gründe der Abweichung den Widerwillen gegen die Internalisierung der Wertorientierungen der Gemeinschaft oder das Unvermögen, sie zu verinnerlichen. Ist der künftige Abweichler passiv, wird er indolent gegen Sanktionen, aktiv kann er zum Rebell werden. Eine andere Form der Reaktionsbetrachtung zeigt den Devianten, der die Wertorientierungen der Gemeinschaft und damit die Gemeinschaft selbst flieht, und

jenen, der um den Preis der eigenen Persönlichkeit hyperkonform die Orientierung völlig in sich aufnimmt. Die letztgenannte Form kann kaum der Abgrenzung der sich als normal Verstehenden dienen (obwohl das Satiriker hoffen), die anderen Formen wohl. Aber Abgrenzung allein – etwa als gedankliche Operation – ist nicht möglich, sie muß Gestalt annehmen. Voraussetzung dazu ist die kulturspezifische Qualität der Abweichung, nur sie kann kulturspezifisch bewertet werden. Es leuchtet ein – und ERIKSON hat es am Beispiel der *Puritaner* exemplifiziert –, daß sich bei sotaner Lage die Gemeinschaft am besten ihre Abweichler selber produziert. Die Rolle der benötigten Agenten füllen je nach Gesellschaft *Priester, Politiker, Polizisten, Ärzte* («Heilen bedeutet dasselbe wie herrschen», ATTALI 1981 : 15) oder andere. Ihre paradoxe Aufgabe ist die Lösung des Problems: wie bekämpfe und wie befördere ich die Devianz. Dazu gehört auch die Interpretation ihrer Ätiologie, beispielsweise ist die Hypothese eines satanischen Eingriffes (Besessenheit) wie die einer neurobiologischen Ursache psychischer Störungen geeignet, die Gesellschaft zu exkulpieren. Das Arzt / Patient-Verhältnis ist so gesehen nicht dyadisch sondern triadisch, und zwar figuriert der Arzt nicht bloß als Delegierter (*Gesellschaft → Arzt → Patient*), sondern steht in einer anderen Relation (Abb. 4):



In ihr liegen Implikationen für die Diagnose.

b) Einweisung

Der *Abweichler* (funktional Gestörte, Delinquente, u.U. auch Kranke, Arme, Alte usw.) wurde in Europa schon früh sequestriert. Gegen Umbringen sprachen nicht nur humanitäre Überlegungen, was immer das sein mag, und Überbleibsel eines Tabus, Blut zu vergießen, sie wären dadurch auch der Abgrenzungsfunktion entzogen worden (vgl. auch FOUCAULT 1976). Formen der *Sequestration* waren und sind *Exilierung, Internierung, Aufnahme* (Einweisung) in bestimmte Institutionen wie Klöster, Bünde, Hausarrest, in Europa vielleicht in Nach-

ahmung der seit dem XII. Jahrhundert bekannten Leprosorien auch die Hospitalisierung (Carcerierung) und die *Einweisung* in Gefängnisse, Zucht- und Arbeitshäuser, Korrektionsanstalten u. dergleichen. FOUCAULT zufolge lebten im Paris des 17. Jahrhunderts 20 – 30% der Bevölkerung in solchen Anstalten. Dabei überwogen die sozial Schwachen; nicht nur weil sich z.B. Bettler qua Bettler schon für das Asyl (doppeldeutig heißt das auf deutsch 'Freistätte') qualifizierten, sondern auch, weil die 'dort oben' die Regeln der Diagnose artikulierten. Den hinter den Abgesonderten abgeschlossenen Türen komplementär dürfen die nachts verschlossenen Stadttore gesehen werden: Nicht nur Reminiszenzen an Fehden und fiskalische Gründe determinierten die Selbsteinschließung, man darf tieferliegende Abwehren vermuten. Im übrigen sind die *Einweisungen* heute in Altersheime, Erziehungsheime, offene und geschlossene Anstalten, Krankenhäuser, betreute Wohngemeinschaften, Obdachlosenasyle, Emigrantenlager, Vollzugsanstalten usf. auch erklecklich. Allein in Frankfurt wurden 1982 vor dem Amtsgericht 1350 Zwangseinweisungsverfahren entschieden (10% Ablehnungsquote; maximale Dauer der vorläufigen Einweisung: zwei Monate).

Den Verachteten, Abgeschobenen, nicht nosologisch sondern metaphorisch gebraucht: *Irren*, erwuchsen schon früh Anwälte, deren Altruismus im Einzelfall nicht hinterfragt werden soll. KERNER ist schon genannt. Mit aufklärerischem Impetus hat der seinerzeit bekannte Autor von Ritter- und Räuberromanen (die Wirkungen bis hin zur gothic novel zeigten), Christian Heinrich SPIESS (1755 – 1799), auf die mögliche subjektive Unschuld des Verbrechers verwiesen; er bestritt, daß der Suicid notwendig Gottlosigkeit voraussetze, und beschrieb den Wahnsinnigen nicht als Produkt des eigenen Versagens; Gesellschaft und Schicksal können zumindest mit schuld sein. Psychohygienisch erhoffte sich SPIESS, daß die Lektüre der Krankenberichte (SPIESS 1966) den Leser vorm Abgleiten in den Wahn schütze. An ihm, dem Autor, bestätigte sich die Hoffnung nicht; der schon immer etwas wunderliche SPIESS – er hatte sich einen künstlichen Friedhof anlegen lassen, nie ließ er sich portraitieren – starb zerrüttet nach Anfällen von Tobsucht.

3. Wahn

Die Gesellschaft durch den *Wahnsinn* anzuklagen, hat Tradition (die ihrerseits auf satirische Elemente der griechischen Komödie, auf *Erasmus* 'Lob der Torheit' und *Brants* 'Narrenschiff' zurückgehen mag): Aufklärung und Romantik trugen dazu bei, von NIETZSCHE bis ARTAUD spannt sich ein Bogen, *Dadaismus* und *Surrealismus* schlugen in diese Kerbe. Die Effekte solchen Bemühens entsprechen nicht unbedingt den Intentionen ihrer Urheber: Wohliges Grausen packte manchen Bürger des XVIII. Jahrhunderts bei der Vorstellung, vielleicht läge im Wahn eine letzte Freiheit (= Perseveration des numinosen Aspekts des Wahns), und daß die unselige «Genie- und Wahnsinn»-Diskussion immer wieder rezidiviert, gehört ebenfalls in diesen Kontext. Zur Heroisierung des funktional Gestörten sei auf das Beispiel HÖLDERLIN und seine Interpreten BERTAUX und FOUCAULT verwiesen: Der eine attestiert dem Dichter Gesundheit, der andere ruft ihn zum Zeugen einer Epistemologie des Wahns herauf. Die Entdeckung des psychisch Kranken als Urheber eines authentisch ästhetischen Produkts muß ebenfalls hier erwähnt werden. An E. KRIS' Arbeit zu *Franz Xaver Messerschmidt* sei erinnert und betont, daß hier und in vielen anderen Fällen das Werk nicht durch die Störung wurde, sondern trotz ihrer. Ob es in Fällen wie Adolf WÖLFLI (anormal im psychiatrischen Sinn), Friedrich SCHRÖDER-SONNENSTERN (der vor größere diagnostische Schwierigkeiten stellt) odes des Lyrikers Ernst HERBECK – der seit Jahren von dem Psychiater Leo NAVRATIL betreut, unter den Pseudonymen «Alexander» und «Herbrich» publiziert, anders ist, wage ich nicht zu sagen. Gewiß jedoch ist die jeweilige künstlerische Potenz nicht Effekt der Störung, allenfalls, daß sie sich infolge des Leidensdrucks artikuliert. Was aber hier interessiert, ist die Rezeption dieser Werke: Sie ist nicht vom «interesselosen Wohlgefallen» diktiert, sondern auch vom Voyeurismus, dem Grausen, das für manche den Wahn begleitet, und der Reaktion auf die narzißtische Kränkung, die der Abweichler für die Gemeinschaft bedeutet. Als artistische Leistung ist ein Gedicht *Alexanders* und z.B. ein dadaistisches ohne Ansehung der Urheber vergleichbar, und jedes ist qualitativ bewertbar. Spätestens in der Rezeption aber wird deutlich, daß die Leser und Interpreten

zwischen dem Kranken und dem Künstler vom Fach unterscheiden und sich damit in die genannte Tradition stellen. (Zur Verdeutlichung: Kein mit dem Munde oder den Zehen gemaltes Bild eines Doppelarmamputierten wurde je als Beitrag zur aktuellen Kunst diskutiert).

Der genannten narzißtischen Kränkung kann die Gesellschaft durch Reaktionen begegnen, die ihr narzißtische Zufuhr bringen; vorstehend wurden Beispiele aufgezählt. Die sadistischen Behandlungsvorschläge Johann Christian REILs (1759 – 1813), der als Schocktherapie Alpträume inszenierte, wie die misanthropisch-masochistische Idealisierung des Leidens des zeitgenössischen Guido CERONETTI (1983) gehören hierher.

4. Wunderlinge und Käuze

Die vorstehenden Exkurse scheinen mir notwendig, um jetzt zu den *Wunderlichen, Merkwürdigen, Käuzen, Sonderlingen* und ihren Bizarrerien (beiläufig: aus baskisch für «bärtig») zu kommen. DEVEREUX hat den Gegensatz zwischen ethnischer und idiosynkratischer Neurose/Psychose herausgearbeitet. Bei der *ethnischen Psychose* oder *Neurose* ist der zugrundeliegende Konflikt der Konflikt der Mehrheit der Normalen – nur heftiger empfunden. Die *neurotisch-psychotischen* Symptome sind keine Erfindungen des Kranken; er findet sie, indem er vom Angebot der Gesellschaft Gebrauch macht. Bei den ethnischen Neurosen und Psychosen ist der soziale Nutzen (Abgrenzungsfunktion, Rache für narzißtische Kränkung, Altruismus, Möglichkeit der Sentimentalität – die nach WINNICOTT larvierte Aggression ist – Projektionen usw. usf.), da es sich um ein einheitliches Bezugssystem handelt, leichter vorstellbar. Bei den *idiosynkratischen Störungen* liegen kulturdystone Traumata zugrunde. Seien sie nun statistisch häufig oder nicht, die Kultur hält weder Abwehren noch Symptome bereit: Der Leidende muß improvisieren. Dazu greift er selbstredend ins kulturelle Arsenal; dennoch ist die sich attackiert fühlende Gemeinschaft sich ihrer Empfindungen und Reaktionen unsicherer als beim definierten System der ethnischen Neurose oder Psychose. Tentativ seien die *Käuze, Sonderlinge* und *Merkwürdigen* den *idiosynkratisch Reagierenden* zugeordnet, ohne nach normal/anormal im psychiatrischen Sinn zu

fragen. Ist ihre Zahl nun in den letzten ein/zweihundert Jahren gewachsen oder nicht, hat die Toleranz ihnen gegenüber zu- oder abgenommen?

a) Zeittypische Leiden

Psychische Störungen sind kein Wohlstandsleiden. Die moderne Gesellschaft verlangt, wie schon Pierre JANET erkannte, von jedem einzelnen immer mehr psychische Energie. Mit dem Komplexerwerden des sozialen Lebens steigt die Zahl psychischer Störungen. Wenn die (ethnischen) Neurosen und Psychosen kulturdeterminiert sind, und zwar was die statistische Streuung als auch die Nosographie angeht, dann scheint schlüssig, daß epochale Wechsel zu mehr oder weniger und zu anderen psychischen Störungen führen (ob es darüber hinaus diachron und transkulturell ein konstantes Grundvorkommen funktionaler Störungen gibt, soll hier nicht diskutiert werden), also darf von *zeittypischen Leiden* gesprochen werden. Zumal die psychiatrischen Denkmodelle sich nicht nur an der Klinik orientieren, sondern auch kulturdeterminiert sind. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war die Hysterie zeittypisch, ein betont psychisches Leiden, das auf psychischer Ebene agiert, offenbar nicht leicht somatisiert, aber den Körper als Ausdrucksorgan braucht: *arc de cercle, Scheintod* usw. Man hat den Ärzten der Salpêtrière vorgeworfen, sie hätten, bewußt oder unbewußt, die Große Show mit ihren Patienten inszeniert, man nahm auch an, das *hysterische Verhalten* sei eine Imitation der epileptischen Symptomatologie bis hin zum Grand mal – die die Patienten kannten. Das scheinbare Extinktwerden der Hysterie wurde als medizinischer Fortschritt erklärt und aus der Verbesserung der Epilepsietherapie, die den Hysterikern ihr Anschauungsmaterial nahm.

Die meisten zeitgenössischen Psychiater kennen die große Hysterie nur noch aus dem Lehrbuch. Daß sie noch immer und z.B. auch mitten in Paris existiert, darauf hat DEVEREUX verwiesen (1974: 76, 78), und der in der Bundesrepublik praktizierende Simeon TODOROW – dem ich auch andere hier eingegangene Hinweise verdanke – hat bestätigt, daß sie wieder bei Patienten, die aus mediterranen Ländern stammen, zu beobachten ist. Das vorübergehende Verschwinden der Hysterie läßt sich also nicht oder zumindest nicht allein durch verhindertes Modell-

Lernen noch durch medikamentöses Ruhigstellen erklären – letzteres kam zu spät in Schwang – sondern durch kulturelle Wandlungen, kulturelle Erziehung.

Das typische moderne Fehlverhalten, der Hysterie vor 1900 vergleichbar, sehen manche Autoren in den Depressionen. Für DEVEREUX ist es die Schizophrenie. Eine ihrer notwendigen Voraussetzungen sieht er in starken Prozessen der Wandlung, z.B. der Akkulturation; in «wahrhaft primitiven» Gesellschaften (im Englischen und Französischen bekanntlich nicht pejorativ gebraucht) fehlt, DEVEREUX zufolge die Schizophrenie. (Beiläufig: Der *Buddhismus* gilt als «Beschützer der Schizophrenie», weil er durch das Angebot der Askese und der Realitätsflucht den Schizoiden fixiert. Zum Komplex Akkulturation und geistige Störung vgl. auch PFEIFFER und STAEWEN / SCHÖNBERG). DEVEREUX diagnostiziert sogar schizophren imponierende larvierte Hysterien und manisch-depressive Störungen, «denn schizophren sein ist in unserer Gesellschaft die 'schickliche' Art, verrückt zu sein» (DEVEREUX 1974: 240).

b) Käuze

Nach dem labeling approach ist jeder wunderlich oder ein Sonderling, den die Leute so nennen. Abgehoben wird aber auf eine recht disparate Gruppe. Da Kauz, Sonderling und dergleichen keine präzisen, geschweige denn klinische Begriffe sind, kann also jeder, wo immer er im Spektrum von normal bis anormal steht, das Etikett tragen. Und wer auf dem Land auffällt, muß nicht in der Stadt komisch wirken und umgekehrt. Dennoch halte ich es für wünschenswert und möglich, das durch Sonderling, Wunderlicher, Kauz, sonderbarer Heiliger und vergleichbare Wörter abgesteckte Begriffsfeld etwas zu präzisieren – vor dem für eine Miszelle etwas umfangreich entfalteten Hintergrund.

Wenn eines der genannten Etiketten gebraucht wird, so oft mit dem Zusatz «gutmütig», «harmlos», «hilflos», «eigenbrötlerisch», «rührend». Obschon also der Einzelgänger der Gemeinschaft gegenübersteht, werden in unserem Fall offenbar seine Marotten und Bizarrerien nicht als dezidiert sozialfeindlich empfunden. Aggressiv reagiert die Gemeinschaft auf den Sonderling noch am ehesten durch Gelächter.

Die Literaten, die den Sonderling als Topos aufgegriffen haben – was nach der antiken Komödie erst wieder in der Neuzeit mit dem wieder beginnenden psychologischen Interesse möglich war – lassen ihn oft unpersönlich, sieht man von den Höhepunkten seiner Darstellung, Sterne und Jean PAUL, ab. Die Motive der Autoren sind neben der Selbstrechtfertigung (z.B. E.T.A. HOFFMANN) oft Sozialkritik, später Philisterkritik und Zeitkritik (mittels Vertretern einer vergangenen Epoche – vgl. H.v. DODERER oder F. v. HERZMANOVSKY-ORLANDO). Pädagogische Interessen oder die Sehnsucht nach der heilen Gemeinschaft führen dazu, daß der Sonderling, hier Überbleibsel des Entwicklungsromans, gelegentlich im Laufe der Handlung bekehrt wird (z.B. findet der Misogyne eine Braut). Sozialschädlich werden die Sonderlinge in der Literatur selten gezeichnet; der durch Kompensation sozialnützliche Sonderling ist noch seltener, er begegnet z.B. bei Wilhelm RAABE; den Sonderling als den besseren Menschen führt E.T.A. HOFFMANN vor. – Daß der Sonderling in der Literatur «beim Volk» Toleranz und Intoleranz ihm gegenüber wesentlich beeinflußt, bezweifle ich.

Die Typen des Sonderlings in der Belletristik (vgl. Th. KIENER, H. MEYER) sind in etwa: *Weiberfeind* (häufiges Trauma: unglückliche Jugendliebe) mit Spielarten zwischen Hagestolz und Blaubart, *Pedant* (Haarspalter, Umstandskrämer, häufig: Schulmeister), *Bibliomane, Sammler, zerstreuter Professor* (lächerlicher Gelehrter), unglücklicher *Freier, Schwärmer,* reiner *Tor, Picaro, Bürgerschreck, Geiziger, Polterer* (mit weichem Kern), *Abergläubischer, Menschenfeind* (Menschenscheuer, Einspänner), *Exzentriker, Aussteiger, Relikt* aus vergangener Zeit. Der *weibliche Sonderling* ist in der Schönen Literatur selten. Gottfried KELLER schreibt zwar: «Die Frau Marianne war aber die seltsamste Käuzin von der Welt, wie man um ein Königreich keine zweite aufgetrieben hätte» (a.a.O.: 141), die Geschichte handelt aber vom originellen Einfall eines Mannes. Gelegentlich begegnen das Mannweib (man denke an GRIMMELSHAUSENs und BRECHTs *Mutter Courage*; in der Kolportage spielt die verkleidete Kriegsheldin oder Piratin eine gewisse Rolle, z.B. bei Robert KRAFTs Roman «Wir Seezigeuner», 1907), die *Geizige*, die Frau mit dem Sauberkeits-Tic, die *Hexe* und die *wunderliche alte Tante*, die von der Familie geschnitten, an Kindern wiedergutmacht, was Eltern versäumten.

Der Blick in die Schöne Literatur führt also nicht recht weiter. Vielleicht, weil sich der Sonderling, die *rara avis*, der Typisierung entzieht und deshalb nicht zum topos werden kann. Vom Wort her – LUTHER hat es übrigens in die deutsche Sprache zur Kennzeichnung des Sektierers eingebracht – meint Sonderling eben den Einzelnen, Abgesonderten, positiv: den Besonderen. «In der modernen Gesellschaft ist die wahre Individualität – der kostbarste und sozial (sic!) wertvollste Aspekt des Menschen – eher die Ursache von Schwierigkeiten als von Gratifikationen; statt belohnt zu werden, wird sie bestraft» (DEVEREUX 1974: 262) – und sei es auch nur mit dem Stigma des Sonderlings. (Vgl. dazu LANDMANN 1971: 115 – 126 / « ...der Einzelne ist tot»). Nun ist nicht jeder auf Individualität Bedachte ein Original. KELLER gedenkt « ...eines Narren..., der über dem Laster, immer etwas anderes vorstellen und sein zu wollen, als man ist, verrückt geworden war» (a.a.O.: 121f.). Und DEVEREUX fährt fort: «Nebenbei gesagt, sind viele 'Rebellen', die Individualität zu beweisen glauben, indem sie sich abweichend verhalten, nur Konformisten 'außerhalb des Kontexts', die sich nicht von sich aus, sondern nur in Opposition zu ihrem Milieu behaupten». Selbstverständlich ist der Sonderling nicht der letzte aufrechte Einzelne, und der Preis, den er für die übermäßige Vergrößerung eines Persönlichkeitszuges zahlt, bedeutet zugleich eine partielle Entindividualisierung. Seine Bizarrerie ist nicht so reich, wie es Romantik und Surrealismus glaubten. – Ein Sonderling, den ich in meiner Kindheit kannte, ein akademisch gebildeter Herr aus «gutem Haus», hatte die harmlose Gewohnheit, beim Anblick von Kindern Daumen und Zeigefinger beider Hände als Kreise vor die Augen zu halten und «Guck, guck!» zu rufen, was ihm den Namen «Onkel Guck-guck» eintrug. Sommers pflegte er anschließend einen bunten Blumenstrauß zu pflücken und uns Kindern zur Freude zu verspeisen. Sein Leben wurde dadurch allenfalls relativ bereichert, eine Bereicherung für unser Leben aber war er unstreitig.

Wo ein nicht-autoritärer Charakter offenbar ungesunde Normen seiner Kultur nicht akzeptiert, ist das ohne Frage ein Zeichen von Gesundheit. Erhält er das Etikett Sonderling, so ist das ein Euphemismus für Volksschädling oder dergleichen; jedenfalls gehört er nicht zu den Sonderlingen, die hier interessieren. Sonderlinge im Sinne unserer Überlegungen sind Menschen mit Störungen, einem dominierenden

Symptom (oder wenigen Symptomen), in der Regel ist die Störung idiosynkratischer Natur, und auch die angewandten Abwehren und Reaktionsbildungen entstammen nicht dem kulturell offerierten set – während die Species Sonderlinge, die in der Belletristik begegnet, eher den ethnischen Neurosen zuzuschlagen ist. Der soziale Nutzen des Sonderlings ist unter einem Aspekt jedenfalls geringer als beim Patienten, der an einer ethnischen Neurose/Psychose leidet: Für das Abgrenzungsbedürfnis der anderen taugt er nicht, das von ihm ausgehende Irritierende ist, da weniger leicht klassifizierbar, größer.

c) Toleranz

Schließlich die *Toleranz* gegenüber dem Sonderling: Ich fürchte, sie hat zumindest in Deutschland abgenommen: Seine ökologischen Nischen sind, trotz der sogenannten «Subkultur», geringer geworden, seine Abweichung wird schneller auffällig als manche tiefliegende Störung, d.h., er wird schneller dem Arzt und der medikamentösen Behandlung zugeführt. Und während absonderliche Moden, ein merkwürdiger Starkult, die Heroisierung von Fußballern und Schlagersängern und die Allüren derierender Politiker sich, von den Medien getragen, breiter sozialer Akzeptanz erfreuen, läßt man den Sonderling höchstens in Ruhe, wenn er sich in die Kunst flüchtet. Nicht jedem aber steht von der Provenienz her dieser Weg offen, überdies wird das teilweise blockierte Kreativitätspotential ihn dort auch nicht reüssieren lassen. Dem Spleen die Freizeit zu widmen, wenn dies denn möglich war, ist heute ebenfalls schwieriger. Zur allgemein beklagten entfremdeten Arbeit gesellt sich die noch nicht recht erkannte Entfremdung der Freizeit durch Fernsehen, kommunales Vereinsleben, Sportwesen, Animateure, Meinungsmacher. Individualität und Abweichung haben es schwerer.

4. Abweichung und Religion

Noch eine historische Reminiszenz ist hier einzublenden: Das Verhältnis von *Religion* und *Abweichung*: NIETZSCHE konstatierte, daß man früher ins Kloster floh und einem heute nur noch der Wahnsinn als Zuflucht bleibt: das Irrenhaus – ein säkularisiertes, profaniertes

Kloster? Daß in Islam und Christentum die Heiligen der Gemeinschaft «ein Ärgernis» sind, anders gesagt: sie leben kulturdyston, wurde schon erwähnt. Auch bei den indischen saddhus kommt mancher unter, den man hier hospitalisierte. Es war, wenn ich mich recht erinnere, der *selige Suso* (Seuse), der sich mit Abwaschwasser und Läusen kasteite; *Franz von Assisi*, aus reichem Hause stammend, verwarf das beati possidentes, lebte einige Jahre als Einsiedler, predigte den Aussätzigen (historische Devianten) und, der Legende zufolge, den Vögeln. Das türkische *deli* wird mit «tollkühn» und «verrückt» übersetzt; mancher Heilige trägt es gleichsam als Bestandteil des Namens (vgl. den säkularisierten «sonderbaren Heiligen» im Deutschen). Auch bei den Mitgliedern eines etwas verrufenen Derwischordens, der prinzipiell Gebote mißachtete, sprach man von *kalender*, zu Unrecht, falls die übliche Übersetzung «Sonderling» für «kalender» korrekt ist: Sowohl der Gruppenzusammenschluß als auch diese Art sozialnegativer Rebellion sind für den Sonderling untypisch. Deshalb können die zur Zeit florierenden gruppenkonformistischen rigiden «Jugendreligionen» zwar Abweichler, aber keine Sonderlinge anziehen.

5. Schlußbemerkung

Abschließend noch einmal zum «*Nutzen*» des Sonderlings und des Abweichlers überhaupt: Daß ihm die Alienation nicht zum Vorteil gereicht – sieht man von der Funktion der Überlebenstechnik ab –, Einbuße an Realismus bedeutet, ist evident. Auch vom Prestige des romantischen Helden, das einigen wenigen Devianten (sei es ein Räuberhauptmann, sei es ein Kranker) zugesprochen wird, oft erst postum, dürfte er wenig profitieren. Den «sozialen Nutzen» aber nur in der Selbstdefinitionsmöglichkeit der Gemeinschaft zu sehen, weigere ich mich. D.W. WINNICOTT (1896–1971) spricht in anderem Zusammenhang von der «Delinquenz als Zeichen der Hoffnung» (WINNICOTT 1967). Der fast vergessene, respective von seinen Kollegen verdrängte, Arzt und Tiefenpsychologe Otto GROSS (1877–1920) hat lebenslang um die Randständigen und «Degenerierten» gekämpft – das «Salz der Erde», wie er sie nannte. SPIESS' aufklärerische Hoffnung, daß die Lektüre der «Biographien der Wahnsinnigen» den einzelnen Leser vorm

Abgleiten ins psychische Leiden schützen könne, glauben wir heute nicht länger, und vielleicht war es seinerzeit schon eine Rationalisierung des Voyeurismus. Eine andere Frage aber ist, ob die Gemeinschaft, wenn sie «die anderen» als Teil ihrer Gruppe sieht, sich nicht vor sozialer Pathologie schützt. Biblisch gesprochen: «Er schuf den Menschen ihm zum Bilde» (bei BUBER und ROSENZWEIG: «Machen wir Menschen in unserem Bild nach unserem Gleichnis!»), daß er den Abweichler zum abschreckenden Zerrbild schuf, daran scheint der Erzähler jenes Abschnitts der Genesis nicht gedacht zu haben.

Literatur

ALLPORT G.W.: Treibjagd auf Sündenböcke. - Berlin u. Bad Nauheim: Christian Verlag 1951
ATTALI I.: Die kannibalische Ordnung. - Frankfurt/M. u. New York: Campus 1981
BASAGLIA F.: Die negierte Institution. - Frankfurt/M.: Suhrkamp 1971
BASTIDE R.: Soziologie der Geisteskrankheiten. - Köln: Kiepenheuer u. Witsch 1973
BENEDICT R.: Anthropology and the abnormal, in: Personal character and cultural milieu. Ed. by D.G. HARING. - Syracuse: University Press 1949
BERTAUX P.: Friedrich Hölderlin. - Frankfurt/M.: Suhrkamp 1978
BINSWANGER L.: Drei Formen mißglückten Daseins: Verstiegenheit, Verschrobenheit, Maniriertheit. - Tübingen: Niedermeyer 1956
BLONDEL Ch.: La conscience morbide. - Paris: Alcan 1914
CERONETTI G.: Das Schweigen des Körpers. - Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974
DESSOIR M.: Vom Jenseits der Seele. - Stuttgart: Enke 1917
DEVEREUX G.: Normal und anormal. - Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974
DEVEREUX G.: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. - München: Hanser, o.J.
ERIKSON K.T.: Die widerspenstigen Puritaner. - Stuttgart: Klett-Cotta 1978
FOUCAULT M.: Überwachen und Strafen. - Frankfurt/M.: Suhrkamp 1976
FOUCAULT M.: Wahnsinn und Gesellschaft. - Frankfurt/M.: Suhrkamp 1976
GOFFMAN E.: Asyle. - Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974
GOFFMAN E.: Stigma. - Frankfurt/M.: Suhrkamp 1975
GROSS O.: Über psychopathische Minderwertigkeiten. - Wien u. Leipzig: Braunmüller 1909
JANET P.: L'evolution psychologique de la personnalité. - Paris: Chahine 1929
KELLER G.: Züricher Novellen, in: Werke, Zürcher Ausgabe, Bd. V. - Zürich: Diogenes 1978
KERNER I.: Das Bilderbuch meiner Knabenzeit, in: Sämtliche Werke. 8 Bücher in 2 Bänden, Buch I:3 – 205. - Kiel u. Leipzig: Lipsius u. Tischer, o.J.
KIENER Th.: Studien über die Gestalt des Sonderlings in der Erzählungsliteratur des ausgehenden 18. Jahrhunderts, Phil. Diss. - Frankfurt/M. (Masch.) 1942
KRIS E.: Die ästhetische Illusion. - Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977

LANDMANN M.: Das Ende des Individuums. - Stuttgart: Klett 1971
MEYER H.: Der Typ des Sonderlings in der deutschen Literatur, Diss. - Amsterdam 1943, Neuausgabe München 1963
NAVRATIL L. (Hrsg.): Alexanders poetische Texte. - München: dtv 1977
PARSONS T.: Interrelations between social environment and psychiatric disorders. - New York: Milbank Memorial Fund 1953
PARSONS T.: The social system. - London: Routledge 1970
PFEIFFER W.M.: Transkulturelle Psychiatrie. - Stuttgart: Thieme 1971
REIL J. Ch.: Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethoden auf Geisteszerrüttungen. - Halle, 1803
SPIESS Ch. H.: Biographien der Wahnsinnigen. - Neuwied u. Berlin: Luchterhand 1966
STAEWEN Ch. / SCHÖNBERG F.: Kulturwandel und Angstentwicklung bei den Yoruba Westafrikas. - München: Weltforum Verlag 1970
SZASZ Th. S.: Die Fabrikation des Wahnsinns. - Olten u. Freiburg i. Br.: Walter 1974
WINNICOTT D.W.: Delinquency as a sign of hope. - The Prison Service Journal 7 (1967) 27